

Ohne Jagdarte.

Humoreske von Maximilian Böttcher.

Am 2. Januar anni currentis feierten wir Mitglieder des idyllischen Jagdclubs „Unter Feuer“ in unserem Stammlot... Zur frischen, frohlichen Jägerin nach altem Brauch und treugehegter Sitte den Eintritt des neuen Jahres in diese schöne Welt, in der — Dank der Legion der Sonntagsjäger — die Hasen nicht alle werden.

Eine Zusammenkunft aller Mitglieder unseres Vereins für den Herbstabend oder ersten Januar hatte sich von jeher als vollendete Unmöglichkeit erwiesen. Denn wenn auch nur lauter durchweg echte Waldmänner und ganze Kerle in unseren Reihen Aufnahme gefunden hätten, so war doch Mancher darunter, der — nach dem schönen Liebes: „Ich zieh' den Hirsch im wilden Forst“ —

die „Liebe auch geföhlt hatte“ und sich nicht abhalten ließ, an den Feiertagen des Jahreswechsels im Schöße seiner Familie Pfannkuchen zu essen und Punsch zu trinken. Am zweiten Januar aber machten sich auch die schlimmsten Pantoffelhelden für die urgemüthliche Feiertage des Clubs frei.

Statutengemäß wurde ein Grog aus zwei Theilen Rum und einem Theil Wasser konsumirt, und nachdem die Sitzung unter diesen erschwerenden Umständen bis etwa 2 Uhr Morgens gedauert hatte, war die Stimmung eine so vergnügte geworden, wie sie selbst in der „frischen, frohlichen Jägerin“ zu den Selbsten gehörte.

Gleich nach zwei Uhr ging einer der Klub-Kollegen hinaus, „Treff“, seinen getrennten Roter, einen Augenblick frische Luft schnappen zu lassen. Als er wiederkam, schlug er sich die Arme über der Brust zusammen, trampelte mit den Füßen und pustete in die Hände.

„Ist wohl kalt draußen?“ fragte Jemand. „Aber grimmig!“ war die Antwort. „Und ein Mondschein...“ Rinder, ein Mondschein — ich sage Euch, eine Anstaltsnacht ist draußen, einfach zu Malen... bei dem Mondschein konnte man ganz bequem einen Hirsch auf hundert Meter mit der Kugel schießen.“

„Na, na,“ warf der dicke Rath Horn ein... „hol' der Teufel das Schießen mit der Büchse beim Mondschein.“ „Heute geht's, sag' ich Ihnen, Herr Rath!“

„Ach, ist ja Unfug...“ Man hat schon mit der Hinte... „Keine Streiffragen heute, meine Herren“, unterbrach der Vorleser. „Dazu sind die gewöhnlichen Sitzungs-Abende da, — heute herrscht ungehörte Fidelity.“

„Meinthalben ooch,“ — brummte Horn, hand aber als eragierter Anstaltsjäger auf, um hinter die Vorhänge des Fensters zu treten und einen Blick auf den großen freien Platz zu werfen, an dem das Restaurant „zur frischen, frohlichen Jägerin“ lag.

Besagter schon breitete sich dieser Platz vor Horns entzückten Blicken aus, wie ein Stück aus einem deutschen Märchen... Der schneebedeckte Boden gliebt und flimmerte, und die Dächer der gegenüberliegenden Häuser schauten aus, als wären sie mit blaustüftigem Metall überzogen... der Mond stand aber auch wirklich in seiner vollsten Schönheit am Himmel, und die Sterne glitzerten blühend und sahen durch die klare Luft noch mal so groß aus als gewöhnlich...

Horn trat vom Fenster ins Zimmer zurück. „Ja, Kinder,“ sagte er, „es ist wirklich großartig hell draußen, und eigentlich 'ne Affenhande, daß man diese einzig schöne Nacht hier in der dumpfen Stube verbringt, anstatt sie dem edlen Waidwert zu widmen.“

„Können wir ja machen!“ ließ sich der Vag des Bankiers Großfurt vernehmen, „ich stelle mein Revier zur Verfügung, d. h., ich laße die Herren ein, mit mir nach S... zu kommen und den Einlauf auf Hasen wahrzunehmen. Es kommt auch wohl diesem oder jenem ein Meister Reinecke oder ein Stück Damwid vor das Schießrohr.“

„Angenommen!“ „Bravo!“ „Brillante Idee!“ „Großartig!“ Klang es von allen Seiten aus der Tafelrunde. „Jetzt gleich soll's losgehen!“ fragte einer der Pantoffelhelden nach einer kleinen Pause ganz bestürzt... „Natürlich,“ nickte Großfurt, „wir haben ja bei S... nur 'ne kleine Stunde zu fahren, und Droschken halten hier gleich um die Ecke mehr als wir brauchen.“

„Bravo, vorwärts, marsch...“ Du, Lindemann, spiele mal schnell den „Aufbruch zur Jagd,“ warf Horn dazwischen.

Und schon donnerten Lindemann's Bärenhufen die frischen, frohlichen Takte des Aufbruchs aus dem Vereins-Klavier heraus.

In zwei Minuten war alles auf den Beinen... Statutengemäß mußten die Mitglieder des Clubs „Unter Feuer“ zu den Sitzungen im Jagdzug, — Zoppe und lange Stiefel — erscheinen. Somit war also alles in schönster Ordnung.

„Ja, Kinder,“ wir haben doch aber keine Hinten!“ ließ sich der jungverheiratete Professor Steinwald plötzlich etwas heimlich bemerken.

„Na, Sie wohnen doch hier ganz in der Nähe, Affessor...“ oder fürchten

Sie, daß Ihre Desdemona Sie nicht wieder verläßt, wenn sie Sie mal erst glücklich zu Hause hat?“

Steinwald brummelte etwas Unverständliches vor sich hin. Aber kein Einwurf hatte in den Reihen der Klubgenossen doch einen gewissen Anklang gefunden. Selbst die Beklemmungen bemächtigten sich so manches tapferen Jägerbergers, Erinnerungen an mütterliche Weibergefühler, an endlose Garbinnenpredigten — und im Handumdrehen war die fidele Gesellschaft in zwei Lager gespalten.

„Ach, Ihr seid Waischappen!“ warf der Großfurt den Spielverberbern ins Gesicht.

„Ja...“ entgegnete einer aus der „zahmen Reihe“, wenn man die Hinten unbemerkt aus der Wohnung holen könnte... aber meine Knarre hab' ich in der Schlafstube stehen.“

„Ich die meine auch...“ „Ich auch!“ schrien die Anderen.

„Na, dann will ich Euch was vor-schlagen“, meldete sich der Gewehr-fabrikant Sabel, der bis dahin schmunzelnd die verlegenen Pantoffelhelden beobachtet hatte... Wer sich nicht nach Hause traut, kommt einfach zu mir. Ich habe, wie Ihr ja wißt, immer an die hundert Schießsprügel auf Lager... Wenn Ihr nichts dagegen habt, schaff' ich Euch heut allesamt zu Jägerkleuten aus. Als Entschädigung verlange ich nur, daß Ihr die Munition von mir bezieht — was Ihr ja so wie so wohl oder übel werden müßt!“

Allgemeines Durrah begrüßte diese erlosenen Worte. In einer Minute war der ganze Klub selbstmarmoschig und trat etwas hümmisch in die klare, helle Winternacht hinaus. Ah, wie wohl die Kälte den überhitzten Stirnen that!...

Im Nu war die ganze Reihe der an der Ecke haltenden Droschken mit Trupps von drei und vier Mann okkupirt, und die Fahrt ging los.

Die Anmietung der Jagd-Gesellschaft ging mit aller erdenklichen Schnelligkeit von statten, und Sabel machte gar kein so schlechtes Geschäft dabei; denn jeder der dreihundert Schützen, die wir waren, taufte ein halbes hundert Patronen; und drei Mann nahmen sogar in aller Eile noch je einen neuen Kuchsaß mit. Dann verließen wir den Laden, Sabel schloß die Thüre zu, die Droschken, verzeihn an der Zahl, wurden wieder im Sturm genommen, und im schlanen Trab setzte sich die Wagenkette in der Richtung nach S. in Bewegung. Lieblich leuchteten die weißen Cylinder der Reiter in die helle Nacht hinaus...

Vier Uhr war's, als wir vor dem Gasthaus zu S. anlangten. Da wir in der eifigen Kälte ohne Decken und Mäntel hatten fahren müssen, so waren wir trotz der in der „frischen, frohlichen Jägerin“, vorgekommenen „innerlichen Einbeizung“ doch höchlich ausgefroren und glücklich, mit einem kräftigen Cognac vom Wirth der Dorfschenke gleichzeitig die frohe Kunde zu vernehmen: „Meine Oble ist all dorbte, für die Jagdherren Kaffee uptobrohen!“

Um fünf Uhr fanden wir, sammt und sonder in gemessenen Abständen der dem Jagdgeber postirt, an der Waldkante entlang, und bald drohte Schuß auf Schuß in den unvergleichlich wundervollen Wintermorgen hinaus. Als wir uns beim Tagesgrauen auf den Rendezvous-Platz hin zusammenzogen, hatten 75 Meister Kumpis, 7 Patanen, 3 Fäschchen und 2 Stücke Damwid ihr Leben lassen müssen.

Rath Horn hatte außerdem — trotz vorangegangener feierlicher Verwarnung — ein weibliches Stück Rehwild niedergeschossen und mußte diese Waidmannsfunde auf der Stelle mit dreißig Mark Strafe an die Jagdclasse büßen.

Der liebenswürdige Herr Großfurt hatte dem Wirth bei anermem Aufbruch noch in aller Eile Befehl gegeben, sich gegen halb acht Uhr mit zwei Dupend Bengels an einer genau beschrifteten Stelle des Reviers einzufinden; pünktlich traten die Bestellen an, und der Jagdgeber war eben dabei, die ersten Schützen und Treiber für den Kessel Nummer 1 ablaufen zu lassen, als in der Ferne die Helmspitze eines Fußgenders aufleuchtete.

„Aha,“ sagte der Wirth, „unse Herr Schandarm hat et malen sieht ein nu kommt er anjetrapelt, um to sieten, wat hier eijentlich für sich jeist!“

„Herrjeses,“ rief Rath Horn, „ich habe ja keine Jagdarte bei mir.“ „Ich auch nicht,“ sagte der Sanitäts-rath Schulz.

„Donnerwetter — ich auch nicht!“ — „Und „Hol's der Kuckud,“ „Ich auch nicht!“ — „Ich auch nicht!“... „Wer konnte auch in der fiebelen Stimmung an den blödsinnigen Jagdclausen denken!“ — „Man war doch schließlich zufrieden, daß man 'ne Knarre und Munition hatte...“ Klang's bunt durcheinander aus dem dichtgedrängten Haufen der Jäger.

„Sehen Sie, meine Herren,“ sagte Großfurt, indem er seinen Jagdschein hervorholte, „was ein echter Jäger is, der führt seine Schießkarte immer bei sich, selbst wenn er auf den Ball geht...“ „hm, hm...“ „Ich habe allerdings eine Idee, mit der ich die vergesslichen Herren vielleicht allesamt vor dem drohenden Strafmandat retten kann. Hm...“ Wer außer mir hat noch seinen Schein bei sich?“

Drei aus der Corona von dreihund- vierzig waren es, die sich meldeten.

„Also aufgepaßt, meine Herren,“ fuhr der Jagdgeber fort: „Lassen wir den Mann des Geistes ruhig näherkommen und thua wir, als ob wir ihn gar nicht bemerken. Wenn er dann auf zehn Schritte ran ist, werde ich plötzlich entdecken, Herrjeses, der Gendarm!“ rufen und in der Richtung auf das Dorf zu ausweichen. Die drei anderen mit Karten versehenen Heeren folgten mir, und rennen, was ihre Beine leisten können. Zwischen mir und dem Gendarm Müller besteht eine alte Feindschaft, und der obrigkeitliche Herr trachtet schon ein Jahr lang vergeblich darnach, mir mal was am Zeuge zu faden... Wenn er also sehen wird, daß ich Hasenpanier nehme, wird er denken, die eruchte Stunde sei gekommen und, Sie alle ich Stich lassend, mir ohne Zögern nachsehen. Alles weitere überlassen Sie dann mir!... Na also, meine Herren, es ist lo weit!“

Der dicke Hüter der Ordnung war auf etwa zehn Schritte herangekommen und pustete schon jetzt infolge des zurückgelegten Marthes über das hartgefrorene großhühlerge Pflugland.

„Donnerwetter, der Gendarm!“ rief Großfurt scheinbar bestürzt und rannte spornstreichs schräg an Müller vorbei in der Richtung auf die in der Morgensonne blinkende Thurmrippe von S. davon.

Steinwald, Bindner und der vierte Mann im Bunde wie der Wind hinterdrein. Schnell hatten sie den sein Tempo merkwürdig verlangsamenden Jagdgeber überholt.

Der Gendarm stupte einen Moment, als überlegte er, was zu thun sei. Dann aber — er wahrte wohl seinen nur mäßig ausgehenden Gegner Großfurt unsicher einholen zu können — setzte er sich in Trab. Wir mußten uns zwingen, ein nicht hinter ihm her in ein schallendes Gschächter auszubrechen.

Die Sache entwickelte sich nun streng programmäßig. Der Bankier lief nicht full pace, sondern immer so, daß Müller überzeugt sein mußte, ihn in den nächsten zwei Minuten beim Fragen zu haben. Endlich, nach einer Steeplechase von etwa 1000 Schritten, drang der Verfolger dem Verfolgten so nahe auf die Hacken, daß er rufen konnte: „Halt... halt, Herr...“

„Herr...“ Jagdschein... „Großfurt machte noch ein paar Galoppbrünge...“ Dann stand er, lehrte sich um, salutirte und sagte leuchtend: „Ich muß Ihnen — sehr um — Entschuldigun bitten, Herr — Herr — Müller, — aber — meine Jagdarte — hab' ich — ganz vergessen — puh...“

„hm — hm, das ist — ja sehr — fatal,“ schnauzte der Gendarm zurück, „aber — den Galopp — hätten Sie sich spa — sparen können — aufgeschriebe — werden Sie doch — puh!“

Er zog sein Notizbuch hervor und bat Großfurt um Angabe des Vornamens und der genauen Adresse.

Nachdem die Eintragung ordnungsmäßig bewirkt worden war, sagte sich der Bankier auf einmal in die Gegend seiner Brusttasche und stieß ganz über-rascht heraus: „Donner... das ist ja famos... ich hab' ja die Walefiz-Karte doch bei mir...“ hier ist sie ja!“

Müller's fettes Angesicht wurde einige Centimeter länger. Stirnrunzeln prüfte er den ihm dargereichten gemessenen Schein, gab ihn sgernd zurück und sagte dann: „Die Namen der drei Herren, die sich dort vorn augenblicklich ein wenig verknäufeln, wollen Sie mir wohl nicht angeben?“

„Ich wollte schon, Herr Müller, aber ich kann nicht. Ich kenne die Herren zwar vom Ansehen, aber nicht dem Namen nach!“

„Hö...“ tomisch... „hö...“ „brummte pufend der Gendarm und setzte sich wieder in Lauffschritt, um die anderen Ausgesehenen einzuholen.“

Großfurt begab sich, trebroth vor Bergnügen, zur Jagdgesellschaft zurück, und bald war das Kesselstreben wieder im vollen Gange.

Der nächste, der sich inzwischen von Müller entriegeln ließ, war der Baumeister Lindener. Als er den Ill des Jagdgebers mit ganz geringfügigen Variationen naturgetreu wiederholte, brauchte der Gendarm auf:

„Donnerwetter, Herr — Sie gehen — wohl darauf aus, einen — alten Beant — zum Besten zu halten — Wasas? Meinem Sie — ich hab' — meine — Lunge geschlohen? — Herr...“

„Ja, es ist mir ja sehr leid, Herr Gendarm, daß Sie meinen Namen werden aus Ihrem Notizbuch streichen müssen, — aber bedenken können Sie mir's doch halt nicht, ich keine Luft hab, der Staatsklasse 15 Mark zu schenken! VIELLEICHT haben Sie bei den anderen Herren da vorn mehr Glück.“

„Ach, Sie, Sie — Sie denken wohl, ich laß mich von so nen, so nen — Jagdherren ganz und gar zum Affen machen? Re, zu solchem faulen Witz müssen Sie sich schon nen Dümmeren auslöchen.“

„Ren Dümmeren? Wieso denn 'nen Dümmeren? Ich verhebe überhaupt nicht, was Sie mit dem faulen Witz meinen, Herr Waidmeister?“

„Ach, der Teibel is Ihr Waidmeister! Denken Sie, ich weiß nicht, daß die ganze Gesellschaft bloß ein von dem — dem Großfurt angezettelter Ill is, um mich zu blamiren? Aber ich werd' ihm etwas blasen — der Witz soll mich erschlagen, wenn ich mich mein — mein

Lebttag noch mal mit den verwünschten Jagdpöschtern einlasse — die Kerrel!“ Das Weibere brummelte er während in seinen Bart, während er Lindener ohne Gruß den Rücken lehrte und die Landstraße zu gewinnen suchte.

Nach den beiden anderen Ausgesehenen sah er mit seinem Blick mehr herüber. Auch sie kamen, gleich dem Baumeister, sehr bald zur Jagdgesellschaft zurück, und — ich kann's wohl sagen — wir haben selten so erfolgreiche Kesselstreben gehabt, wie an jenem herrlichen Wintertage, da nur viere von uns dreihundvierzig eine Jagdarte bei sich hatten.

Waidmannsheil!

Ein „Stern“.

Erzählung von Robert Gafel.

Nicht weit vom kleinen, kürzlich von mir geerbten Landgute steht ein einfaches, von hohen Ulmen überschattetes Häuschen, das von einer alten Bäuerin bewohnt ist. Das Gesicht der guten Alten glied einem rnzlichen Apfel, und auf einem Stod gestützt, ging sie tief zur Erde gebückt, die sicher bald ihre letzte Ruhestätte werden mußte. Sonst fand sich zwischen ihr und den übrigen Alten des Dorfes kein Unterschied.

Wenige Tage nach meiner Ueber-siedelung auf das Gut, im vergangenen Sommer, fand ich, mir eine Cigarre anzündend, vor meiner Thür, als sie von der Weibe zurückgeführt an mir vorüberlam.

„Guten Tag, Nachbarin!“ rief ich ihr zu.

Sie blieb stehen, versuchte den Kopf empor zu heben und antwortete mit mädchenhaftem Lächeln: „Mein Herr, Sie sind mir noch nicht vorgestellt, soviel ich mich erinnere.“

Diese Antwort, der helle Klang ihrer Stimme, die Anmuth ihres Vagels, das ihr sonnenerhellte Gesicht zu verjüngten sichten, frapirten mich etwas, aber ich glaubte geradezu zu träumen, als sie hingsagte:

„Schadet nicht! Sie haben mir „Guten Tag“ gewünscht, und das ist eine Höflichkeit. Wollen Sie mir das Vergnügen machen, Mittwoch um 5 Uhr bei mir eine Tasse Thee einzunehmen? Es ist mein Empfangstag.“

Mittwoch zur bestimmten Stunde begab ich mich zu ihr. Sie empfing mich mit ihrem anmuthigsten Lächeln: gekleidet war sie wie gewöhnlich, nur trug sie eine schneeweiße Haube auf ihren weißen Haaren und kleine, roth eingefärbte Pantoffeln.

„Seien Sie mir willkommen!“ sagte sie. „Sie kennen mich zwar nicht, aber ich kenne Sie ein wenig. Die Weiber wissen alles. Sie sind Journalist; Ihr Verwalter hat es mir gesagt.“

Mit einer Eleganz, die mit ihrer Hinfälligkeit stark kontrastirte, goß sie den dampfenden Thee in zwei kleine silberne Tassen und fuhr fort: „Gewiß, ich weiß wohl, daß ich mir nicht gerade einen Journalisten hätte ausdenken sollen, um ihn meine Mittheilungen zu machen. Diese Leute sind zu indiskret! Aber Sie müssen mir versprechen, das Geheimnis zu bewahren; nicht wahr? wenigstens bis zu meinem Tode, der ja nicht mehr fern ist.“

„O, liebe Frau,“ sagte ich, „was für trübe Gedanken!“

„Für die Leute bin ich Mutter Claudine, und Niemand kennt meine Vergangenheit.“

Nach diesen Worten führte sie mich in ein Zimmer mit geschlossenen Fensterräden, das voll von Blumen und mit rothen Kerzen erleuchtet war, und auf ein Bild zeigend, in welchem mir ein wunderbar schönes, junges Frauen-anthyp entgegenlächelte, sagte sie: „Das ist meine Vergangenheit! Sie heißt Claudine Kamier!“

„Claudine Kamier!“ rief ich aus und konnte kaum einen Schrei der Ueber-raschung unterdrücken.

Ich näherte mich dem Bilde, und es erinnerte mich in der That an ähnliche Portraits, die ich gesehen hatte. Ja, es war genau das Bild der berühmten Sängerin, deren Willen sich vor fünfzig Jahren der Erde eines Thrones getödtet hatte.

Eine kleine Photographie, mit einem schwarzen Schleier bedeckt, der zum Theil einen blühenden Rosenzweig verbergte, sat in dem großen Goldrahmen.

Ich vermutete sogleich, daß diese Photographie eine schmerzliche Erinnerung darstellte, und trotz meiner Neugierde als Journalist hätte ich nie eine Anspielung gemacht; aber mit zitternder Hand und tränenfeuchten Augen lästete Claudine Kamier den schwarzen Schleier.

Es war das Bild eines kräftigen schönen Jünglings, aufgewachsen im vollen Sonnenschein und gekleidet und gebräunt von den Anstrengungen des rauhen Landlebens.

Die Alte weinte. Dann führte sie mich hinaus in den Garten, schloß die Thür zu ihrem Heiligthum und sagte: „Kommen Sie, kommen Sie! ich werde Ihnen von ihm erzählen.“

Ueber den Zaun von Brombeeren und wilden Rosen, der ihr Gärtchen umgab, zeigte mir meine Nachbarin in der Ferne eine Anhöhe, welche sich, mit Tannen bewachsen, bis zu dem Dorfe Sablonnay hinzieht.

„Dort unten,“ sagte sie, „an jenem Weizenfelde, das an der Straße liegt,

am Fyke des Abhanges würde ich mein Leben verloren haben ohne den Muth eines braven Jünglings, Franz Sequin. Es ist schon lange her, länger als fünfzig Jahre. Ich verlebte einige Tage bei einem Freunde, dessen alter Wohnitz sein spitzes Dach jenseits von Sablonnay erhebt. Eines Morgens machte ich einen Spazierritt, ganz allein, als mein Pferd plötzlich dort auf der Höhe der Straße scheu wurde und in rasender Karriere den Abhang hinabstürzte. Ich klammerte mich an den Sattel fest und wagte nicht abzuspringen. Meine Zähne klapperten, und vor Schreck hörte fast mein Herz auf zu schlagen. Plötzlich warf sich ein Mann dem Pferde entgegen und faßte es an den Küßern; es prallte mit dem Kopf an einen Felsen und stürzte todt zusammen. Ohnmächtig, aber ohne irgend welchen Schaden erlitten zu haben, fand ich in die Arme meines Reiters, der, als ich wieder zu mir gekommen war, mich in das Schloß meines Freundes begleitete. Aber die Aufregung war ohne Zweifel zu heftig gewesen, denn ich mußte, vom Fieber ergriffen, eine Woche zu Bett bleiben. Alle Tage kam Franz Sequin, um sich nach mir zu erkundigen; als ich fast wieder hergestellt war, ließ ich ihn in mein Zimmer kommen. Schlichte und ererbend erzählte er mir, wie er von Weitem gesehen habe, in welcher Gefahr ich mich befand. Er arbeitete auf dem Felde, welches man von hier aus sieht, auf jenem Weizenfelde. Er war sofort herbeigeeilt und hatte mit großem Muth und Gewandtheit das Pferd in seinem wahnfinnigen Laufe aufgehalten. Leider war der arme Junge von einem Hufschlag des Pferdes an der Seite verwundet worden, aber davon sprach er nicht. Ich bot ihm eine Besoldung an, aber schüchtern antwortete er mir, er sei überaus glücklich, daß er einer so schönen jungen Dame, wie mir, habe nützlich sein können, für die er auch zu sterben bereit sein würde.

Kurze Zeit darauf lehrte ich nach Paris zurück und hatte sehr bald den jungen Bauer Franz Sequin vergessen. Eines Tages betam ich seinen Besuch in meinem kleinen Palais, einem Geschenke des Fürsten Kuroff, das ich in der Avenue Friedland bewohnte. Ich empfing ihn. Er benahm sich ziemlich unbeholfen und wagte nicht zu sprechen, aber nach dem freundlichen Empfang, den ich ihm bereitet, faßte er Muth. Er frühstückte mit mir, und nach dem Kaffee fragte er mich, ob ich sein Weib werden wollte. Ich schämte mich, mein Herr, es heute zu bekennen, aber ich brach in ein schallendes Gelächter aus, und der arme Junge ging weinend fort. Ein Jahr später erhielt ich eine Visitenkarte, auf welcher stand: „Franz Sequin, Zögling der Akademie der schönen Künste.“ Ich empfing ihn, und ein tadellos gekleideter Jüngling trat bei mir ein. „Meine Dame,“ sagte er, Sie haben mich bei meinem letzten Besuche ausgelacht. Und ich verhebe es: sie konnten nur lachen über den Vor-schlag, den Ihnen ein niedriger Feldarbeiter zu machen wagte. Aber ich liebe Sie und werde mich bemühen, mich emporzuschwingen, wenigstens so weit, daß ich Ihre Verachtung nicht verdienen.“

Ich war tief bewegt, aber besaucht von dem Hufschlag, wollte ich ihm keine Versicherungen machen; ich lud ihn nur ein, mich öfter zu besuchen, um mir von seinen Arbeiten zu erzählen.

Nur darauf reiste ich nach Amerika, von wo ich erst nach zwei Jahren zurückkehrte konnte. Während meiner Reise erhielt ich lange, verzweifelte Briefe von dem armen Jungen, die ich jedoch mit einem Worte der Hoffnung zu beantwortworten veräuerte. Dann hörte keine Correspondenz ganz auf. Ich lehrte nach Frankreich zurück, wo ich neue, beachtenswerthe Triumphe feierte, die mich ganz und gar meinen Arbeitern vergessen ließen. Erst einige Jahre später schrieb er mir, daß er, entmüthigt durch meine Gleichgültigkeit, die Malerei aufgegeben habe und zu seinen Feldarbeiten zurückgekehrt sei. Er sagte mir für immer Lebensobst und versicherte, daß er vor Schmerz sterben würde.

Der Brief war so rührend, daß ich tränenreich Auges mir bittere Vorwürfe machte, die Ursache der Verzweiflung dieses braven und edlen Herzens zu sein. Sogleich schickte ich — werden Sie mir's glauben mein Herr? — daß ich den Jüngling, der mir das Leben gerettet hatte, innig liebte; meine Liebe hatte in meinem Herzen geschlummert. Es war das Feuer, das unter der Asche glimmte, und das der Wind des Unglücks zu lodender Flamme einschloste. Ich verließ mein Palais, ohne Jemanden den Grund meiner Abreise mittheilen, und kam in tiefer Nacht in dieses Haus, wo Franz Sequin todtrunk darniederlag. Er war nicht wiederzuerkennen, der arme Mensch; sein von schwarzen Haaren umrahmtes Gesicht war so bleich und seine Augen von den schlaflosen Nächten und vergessenen Tränen so groß. Aber sein feierndes Antlitz erheiterte sich bei meinem Erscheinen in kindlicher Freude. Ueber-schwänglich dankte er mir, daß ich gekommen sei, und ich gehand ihm alles, was mir auf den Lippen brannte. Da erhob er sich und war wie umgewandelt, so daß er genesen zu sein schien. Am anderen Tag legte ich das Ver-einbarungsbuch an. Und der arme herbenstrahlende Mensch verließ wie durch ein Wunder der Liebe das Bett und einige Tage später konnte er auf meinen Arm

gestützt, meine Spaziergänge im Garten machen, wo wir uns jetzt befinden.“ Claudine Kamier trauete sich die tränenfeuchten Augen. Dann fuhr sie fort: „Aber ach! er sollte die Krankheit nicht überleben, er hatte zu viel gelitten. An einem Herbstmorgen entschloß er, ein glückliches Losel in seinem blaffen Antlitz, in meinen Armen, und sein letzter Zeufzer war ein Ruf.“

Ich wiederholte meiner Nachbarin das gegebene Versprechen, in den Zeitungen ihrem Wunsch gemäß nichts über sie mitzuthellen. Und sicher würde ich den traurigen Liebesroman der berühmten Sängerin nicht erzählt haben, wenn ich nicht kürzlich die Nachricht von ihrem Tode erhalten hätte.

Das abgetheilte Leibgericht.

Der Graf de Espanna, der Kriegsminister des Königs Ferdinand des Siebenten von Spanien, und zugleich General-Kapitan von Katalonien, war ein äußerst geistreicher und origineller Mann. Er war im vollsten Sinne des Wortes ein Feinschmecker und hatte immer eine vorzüglich besetzte Tafel, so genau und sparsam er sonst auch leben mochte. Sein Lieblingsgericht waren junge Erbsen, die man in Spanien zu jeder Zeit haben kann. Eines Tages hatte der Graf sich ein Gericht junger Erbsen bei der Köchin bestellen lassen, aber der Zufall will, daß seine Gemahlin sich in die Küche verlor, als die Köchin eben mit dem Ausschalen der Erbsen beschäftigt war. Die Gräfin war eine Feindin dieser Gemüthsart. Erbsen erregten ihr Grel, sie mochte sie nicht sehen, viel weniger essen, und so befahl sie der Köchin, die Erbsen nicht auf den Tisch zu bringen.

Man sagt sich zur gewöhnlichen Stunde zu Tisch. Der General sieht sich, nachdem bereits mehrere Gerichte aufgetragen worden, vergebens nach den Erbsen um und schick deshalb einen Diener in die Küche, um sein Lieblingsgericht heraufzubolen. Der Diener aber kommt mit dem Bescheide zurück, die Gräfin habe sich für heute die Erbsen verboten. Der General erwidert kein Wort und bleibt nach wie vor in der besten Laune. Nach Tisch aber rief er den wachhabenden Offizier — derselbe, welcher diese Episode in seinem Tagebuch niederschrieb — zu sich und gab ihm den Befehl, für den Abend keine weibliche Person aus dem Palais zu lassen, sie möge fern wie sie wolle. Da der Offizier aus Erfahrung wußte, daß der General nicht scherzte und blinden Gehorham verlangte, ließ er auf dem Vorplatz, dem einzigen Zugang nach allen Abtheilungen des Hauses, zwei Grenadiere aufstellen und verhängte noch den Befehl des Generals.

Die Gräfin war mit ihrer Tochter auf den Abend vom Grafen Santa Colonna zum Balle gebeten. Beide, festlich geschmückt, waren im Begriff wegzugehen, als sie, auf den Vorplatz gelangt, mit einem: „Zurück, Madamen!“ von der Schildwache abgewiesen wurden.

„Ich bin ja die Generalin,“ sagte die Gräfin aufgebracht und versuchte weiter zu gehen. Die Posten aber ließen sich nicht abschrecken und sperren, das Bajonett fallend, beiden Damen den Weg. Die Gräfin, außer sich vor Wuth, eilte zum Grafen, um sich über das Benehmen der Soldaten zu beklagen.

Der General aber entgegnete ihr: „Verühige Dich, liebe Frau, es geht dies Alles ganz natürlich zu. Du befehligst Deiner Köchin, ich meinen Soldaten!“

Seitdem bestellte die Gräfin niemals mehr Erbsen in der Küche ab.

Ein Zweirad für 65,000 Gulden.

Ein Diamant- und Goldgrubenbesitzer aus Süd-Afrika sah unlängst auf einer Radfahr-Ausstellung in Wien ein originelles Zweirad. Die Maschine war aus massivem Golde und Silber gefertigt, aber dabei verhältnismäßig sehr leicht. Die Arbeit selbst war von tümflischer Vollendung, so daß das Rad besser einen Platz im Museum verdient hätte, als auf schmuckigen Straßen und Gassen dahinzurollen. Doch der Afrikaner ging auf Freiersfüßen und suchte gerade ein passendes Geschenk für seine Zukünftige. Was konnte jedoch dem verliebten Minnen-besitzer gelegener kommen, als dieses goldene Zweirad, zumal die Aus-serwählte seines Herzens sehr passionirte Madlerin war? Er erkundigte sich daher nach dem Preise, und erkubr, daß derselbe fünfzigtausend Gulden betrage. Eine armelige Kleinigkeit für einen Nabob! Er kaufte es und ließ das Rad anfordern, da ihm das Geschenk noch nicht kostbar genug erschien, mit Edelsteinen besetzen, so daß er insgesamt 65,000 Gulden kostete.

Der dumme Johann.

Frau (zu ihrem Manne, der soeben von der Jagd heimgekehrt ist): „Nun, Dujo, wo hast Du denn Deine Jagd-beute?“

Manu: „War mir zu schwer, wollte mich mit den Hasen nicht abschleppen und sagte daher zum Hausknecht vom Hotel Germania, er solle sie mir im's Haus tragen!... Sieh, da kommt er gerade mit meiner Taube! Nun wo haben Sie die Hasen?“

Hausknecht: „Entschuldigun Sie, Hasen waren nicht mehr da und da hab' ich deshalb geraucherte Aale ge-lauft.“